

Wie viel Glaube darf's denn sein? Spirituelles Leben und religiöse Erziehung

Vortrag am Freitag, 3. Mai 2013, Saal 1, CCH

Prof. Dr. Reinhold Bernhardt, Systematischer Theologe, Basel/Schweiz

Glaube im Kontext religiöser Vielfalt

In vielen Diagnosen der gegenwärtigen Religionskultur findet man immer wieder zwei Tendenzen beschrieben: die Pluralisierung und die Individualisierung der Glaubensformen.

Pluralisierung heißt: Andere religiöse Optionen sind allgegenwärtig. In Nordrhein-Westfalen sind 228 religiöse Gemeinschaften registriert, die sich in rund 8.000 lokale Gemeinden und Ortsgruppen aufteilen.¹ Dass auch der Islam zu Deutschland gehört, hat der ehemalige Bundespräsident Wulff festgestellt. Und dass auch das Judentum dazugehört, ist glücklicherweise wieder so selbstverständlich, dass man es gar nicht mehr feststellen muss. Die östlichen Religionen – besonders der Buddhismus – üben eine Anziehungskraft auf viele Menschen hierzulande aus. Hinzu kommt der weite und diffuse Bereich der neueren religiösen Bewegungen, etwa solchen, die man als Esoterik bezeichnet und in denen sich Spiritualität oft mit Selbsterfahrung, Lebenshilfe und Wellnessangeboten vermischt. Ein Blick in die Regale einer Buchhandlung, in denen christliche Erbauungsliteratur neben Büchern zur Astrologie, zur Zen-Meditation und zum Schamanismus stehen, gibt einen Eindruck von solcher religiösen Pluralität.

Das Neue an dieser Situation ist dabei gar nicht die Vielfalt an sich, sondern die Art, wie wir sie bewerten und mit ihr umgehen. Seit den Sechzigerjahren des 20. Jahrhunderts hat sich eine Art Paradigmenwechsel vollzogen. War früher die Grundhaltung gegenüber anderen Religionsformen doch eher durch die Selbstbehauptung des eigenen Wahrheitsanspruchs und der sich daraus ergebenden Abwertung anderer Wahrheitsansprüche bestimmt, so steht in den letzten Jahrzehnten die Forderung im Vordergrund, anderen Religionsformen mit dialogischer Offenheit und Wertschätzung zu begegnen. Dem vor Kurzem veröffentlichten Religionsmonitor 2013² zufolge stimmen 87 Prozent der Westdeutschen und 78 Prozent der Ostdeutschen dem Satz »Man sollte gegenüber allen Religionen offen sein« zu. Damit stellt sich die

¹ <http://www.ceres.rub.de/de/project/forschungsprojekte/religiose-vielfalt-in-nordrhein-westfalen>, zuletzt gesehen am 19.03.2014 (Anmerkung der Hrsg.).

² Olaf Müller, Detlef Pollack (im Auftrag der Bertelsmann Stiftung): Religionsmonitor: Verstehen, was verbindet. Religiosität und Zusammenhalt in Deutschland (religionsmonitor.de/ergebnisse-deutschland.html), S. 37f.

Frage, wie sich diese Wertschätzung für andere religiöse Orientierungen zur Verbindlichkeit des eigenen Glaubens verhält, wo ein solcher vorhanden ist. Und damit wiederum stellt sich die Frage, mit welchem Recht man gerade die *eigene* Religionsform in Familie, Schule und Kirche an die nächste Generation weitergibt, statt die Zöglinge über die Breite der religiösen Angebotspalette zu informieren und sie dann ihrer eigenen Sinnsuche zu überlassen. Bevor ich versuche, diese Frage zu beantworten, will ich zunächst noch das zweite Stichwort betrachten, das zur Charakterisierung der gegenwärtigen Religionskulturen immer wieder genannt wird.

Die *Individualisierung* der Glaubensformen: Es gibt (nicht in allen, aber doch in vielen Milieus unserer Gesellschaft) nicht mehr die *eine* Standardformvorlage für eine religiöse Identität. Jede und jeder Glaubende ist ein Sonderfall, jede Glaubensform ein Unikat. Der unter dem Stichwort »Pluralität« genannten Vielfalt der Angebote steht auf der Nachfrageseite ein oft sehr freier Gebrauch dieser Angebote gegenüber. Selbst die Trennlinie zwischen christlichen und außerchristlichen Religionsformen ist in der gelebten Religion in vielen Fällen nicht mehr klar zu ziehen. Spirituelle Wanderinnen und Wanderer fragen nicht lange, ob der Baum der Erkenntnis, von dem sie essen, »christlich« heißt oder nicht. Sie pflücken sich, was schmeckt. Und wer hätte das Recht, sich zur Richterin der Rechtgläubigkeit aufzuschwingen und es ihnen zu verbieten? Wenn doch selbst Paulus rät: »Prüfet alles und bewahret das Gute«³. Aber man muss gar nicht nur an die spirituellen Wanderer zwischen den religiösen Welten denken. Auch diejenigen, die sich eindeutig als katholisch oder evangelisch bezeichnen, können dem Religionsmonitor zufolge im gleichen Atemzug Glaubensformen für plausibel halten, die den Glaubenslehren dieser Konfessionen nicht entsprechen. 29 Prozent der Befragten in Westdeutschland und 16 Prozent der Ostdeutschen stimmten der Aussage »Ich greife für mich selbst auf Lehren verschiedener religiöser Traditionen zurück« zu.⁴ Doch die Individualisierung findet nicht erst mit der Aufnahme *außerchristlicher* Überzeugungen statt. Sie betrifft auch die Aneignungsformen der christlichen beziehungsweise konfessionellen Tradition. Evangelischsein in der heutigen Zeit kann sich sehr verschieden ausprägen – der Kirchentag bietet ja eine Schaubühne dafür.

Kurz gesagt: Im real existierenden Glaubensleben gibt es schon lange keine standardisierte evangelische Identität mehr – wenn es sie denn jemals gab. Auch im Blick auf diese Individualisierung des Glaubens stellt sich die Frage: Was heißt es, den Glauben weiterzugeben? Und mit welchem Recht den *eigenen*, noch dazu an Unmündige? Müsste man nicht konsequent darauf verzichten und stattdessen die Neugierde der Kinder an den großen Fragen des Menschseins wecken, mit ihnen auf ihre eigene spirituelle Entdeckungsreise

³ 1 Thess 5,21.

⁴ Müller/Pollack: a. a. O., S. 13.

gehen und sich von ihrem Entdeckerdrang führen lassen, statt sie in eine bestimmte Tradition einzuweisen – »zuzurüsten«, wie man früher sagte?

Erziehung zum Glauben im Kontext religiöser Vielfalt

Das griechische Wort »Pädagogik« heißt »Kinderführung«, auch das lateinische Wort »educatio« (engl. education) kommt von »ducere« (führen). Kann und soll es eine religiöse »Kinderführerschaft« geben? »We don't need no education«, sang dereinst der Kinderchor in Pink Floyds »Brick in the wall«. Das deutsche Wort »Erziehung« hat mit »ziehen« zu tun. Haben wir das Recht, Kinder in eine bestimmte religiöse oder weltanschauliche Richtung zu ziehen? Oder sollten wir religiöse Bildung eher verstehen als die Öffnung von Freiräumen, in denen die Kinder selbst auf spirituelle Wanderschaften gehen können? Friedrich Schleiermacher, den man den Kirchenvater des 19. Jahrhunderts genannt hat, war der Meinung, dass in jedem Menschen ein »Sinn und Geschmack für's Unendliche«⁵ angelegt ist, der von selbst nach dem Göttlichen strebt. In seiner dritten Rede über die Religion aus dem Jahr 1799 beklagt er, dass dieses urwüchsige Streben im Menschen durch die Weitergabe von Glaubenslehren eher einbetoniert als kultiviert würde.⁶ Immer wieder muss ich daran denken, wenn ich diese minutengenaue geplanten Unterrichtsentwürfe sehe, die in religionspädagogischen Seminaren den zukünftigen Pfarrerinnen und Religionslehrern antrainiert werden. Geist und Methode beißen sich manchmal. Ich tröste mich damit, dass sich der Geist aber auch gegen pädagogische Methoden auf wundersame Weise durchsetzen kann, wie bei einer Konfirmandin, die nicht *wegen*, sondern gerade *trotz* ihres Konfirmandenunterrichts wissen will, was es mit dem christlichen Glauben auf sich hat.

Was heißt »Glauben weitergeben«? Glaube ist keine Ideologie, die man wie einen Backstein weitergeben könnte, sondern eine Lebensform, die – wenn sie überzeugend gelebt wird – ganz von selbst ausstrahlt und anzieht. Für die religiöse Persönlichkeitsbildung braucht es glaubwürdige Vorbilder, seien es Eltern, Lehrerinnen, Jugendgruppenleiter oder Gleichaltrige. Nicht nur *was* sie sagen, sondern *wie* sie es sagen, ist von Bedeutung. Ob sie *über* den Glauben oder *aus* dem Glauben heraus sprechen. Ob man spürt, dass sie hinter dem stehen, was sie sagen, oder ob es bloß aufgesetzt ist. Ob man das Gefühl hat, dass sie einen damit bedrängen oder in die Freiheit führen wollen. Bildung in der Religion heißt nicht zuerst Inhalte der Tradition lehrend weitergeben, sondern den Glutkern des Glaubens verkörpern. Beides muss nicht getrennt sein. Für evangelisches Glaubensverständnis war Bildung

⁵ Friedrich Schleiermacher: Über Religion. Reden an die Gebildeten unter ihren Verächtern, Berlin 1799, Reclam, Leipzig 1969/1985, S. 36.

⁶ A. a. O., S. 90–116.

auch im Sinne des kognitiven Lernens immer ein hohes Gut. In der christlichen Tradition liegen Schätze der Weisheit und der Erkenntnis, die in den Bildungskanon nicht nur der Glaubenden gehören. Doch Bildung im *Glauben* ist mehr als Bildung in der *Religion*, mehr als Religionspädagogik. Es ist immer auch ein charismatisches Geschehen, für das es Menschen mit Charisma braucht. Dieses Charisma kann in, mit und unter der Wissensvermittlung sprühen. Wo es nicht sprüht, wird vielleicht Kulturgeschichte des Christentums gelehrt, nicht aber Glaube weitergegeben. Glaube kann nur *leiblich* weitergegeben werden, fast möchte ich sagen: sakramental, gebunden an Personen, an ihr Auftreten und ihr Verhalten in der Beziehung zum Glaubenslehrling, aber auch zu anderen Menschen. Der Pfarrer, der im Konfirmandenunterricht seine mitarbeitende Frau von oben herab behandelt, kann reden, was und so lange er will. Er wird von den Konfirmanden – vor allem von den Konfirmandinnen – nicht als glaubwürdiger Glaubenszeuge erfahren. Letztlich kann man Glauben nicht *lernen*, sondern nur an anderen *erfahren* und sich dann selbst auf den Erfahrungsweg machen. Es werden dies in der Regel keine spektakulären Gotteserfahrungen sein, sondern Erfahrungen mit gelebtem Leben, Erfahrungen einer lebenstragenden Gewissheit.

Soll man den *eigenen* Glauben weitergeben? Welchen denn sonst? Was einem nicht eignet, kann man auch nicht weitergeben. Wenn Glaube an die Person des Glaubenden gebunden ist, kann es ihn immer nur als je eigenen geben. Aber wird damit nicht anderen etwas übergestülpt und so religiöser Hausfriedensbruch betrieben? Kritikerinnen und Kritiker der christlichen Mission argumentieren so. Und Glaubensweitergabe ist ja im Grunde nichts anderes als Mission. Ich kehre die Frage um: Warum soll ich Menschen, die mir etwas bedeuten, ausgerechnet *das* vorenthalten, was für mich lebenstragend ist? Warum soll ich ihnen *nicht* Zeugnis geben von der Hoffnung, die in mir ist, die mein Leben trägt und von der ich hoffe, dass sie mich auch durch das Sterben hindurch tragen wird? Diejenigen, denen ich von dieser Hoffnung erzähle, sollen ja nicht *mir* nachfolgen; sie sind eingeladen, *Christus* nachzuzufolgen. Und ich habe nicht einmal die Erwartung, vielleicht nur die Hoffnung, dass sie diese Einladung annehmen werden. Was aus meinem (Lebens-)Zeugnis wird, liegt ohnehin nicht in meiner, sondern in Gottes Hand. Glaubensweitergabe ist eben ein charismatisches Geschehen und Glaube ist ein Freiheitsvollzug. Insofern stimmt es und stimmt es auch wieder nicht, dass man nur den *eigenen* Glauben weitergeben kann. Es ist ja nicht eigentlich der eigene Glaube, der weitergegeben wird, sondern ein von diesem Glauben möglicherweise ausgehender Impuls, der andere anstecken könnte, *ihren* eigenen Glauben auszubilden.

Wie kann diese Weitergabe geschehen in einer Zeit des religiösen Pluralismus und Individualismus? Indem man einen Glauben lebt, der so frei ist, auf engherzige Abgrenzungen zu verzichten; einen Glauben, der die schöpfungsumspannende Weite des Heilswillens Gottes atmet; einen Glauben,

der Gott immer noch einmal eine Nummer größer denkt als alles, was der eigene Glaube über ihn zu sagen weiß. Das relativiert die eigene Glaubensgewissheit um keinen Deut, sondern bringt nur zum Ausdruck, dass Glaube eben nicht auf sich selbst, sondern auf Gott bezogen ist. Glaube weist von sich weg, nicht auf sich hin.

Die eigene Wahrheits*gewissheit* in Worten und Werken zu bezeugen, ist etwas anderes, als steile Wahrheits*ansprüche* für die Alleingeltung der eigenen Religion zu erheben und Anhänger und Anhängerinnen anderer Religionen in die Gottesfinsternis zu stellen. Es ist nicht die Sache von Christenmenschen, die Wahrheit Gottes für sich und den eigenen Glauben in Anspruch zu nehmen, sondern sich von dieser Wahrheit in Anspruch genommen zu wissen. »Lasst euer Licht leuchten vor den Leuten«⁷, heißt es in der Bergpredigt. Aber wisst auch, dass »Gottes Licht alle Menschen erleuchtet, die in dieser Welt sind«, wie es in Joh 1,9 geschrieben steht. Lebt euren Glauben aus ganzem Herzen, mit allen Sinnen und klarem Verstand – und traut es dem Gnadenwillen Gottes zu, dass er auch Menschen anderen Glaubens auf den ihm zu Gebote stehenden Wegen erreichen kann.

Wie sich diese Wege – der eigene und die anderen – zueinander verhalten, kann man am besten vom kleinen Prinzen⁸ lernen, der vor dem Feld der 5.000 Rosen steht. Sie sind alle auf ihre je eigene Weise schön. Aber nur *eine* ist *seine* Rose. Deshalb ist sie einzigartig für ihn. Weil es eben *seine* Rose ist, die er erwählt hat oder die ihn erwählt hat. Mit ihr ist er verbunden. Die anderen *schätzt* er, aber diese *liebt* er.

⁷ Mt 5,16.

⁸ Antoine de Saint-Exupéry: Der kleine Prinz.